

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

15.2.1920 (No. 7)



# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 7

Karlsruhe, Sonntag, 15. Februar

1920

**Inhalt:** Ballade. Von Emil Belzner. — Aus dem Leben Friedr. Weinbrenners. Denkwürdigkeiten des großen Baumeisters, erzählt von Arthur Waldenaire. — Geistes und der beiden Grafen Stolberg Ausenhalt in Karlsruhe auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz 1775. II. Von Heinrich Fund. — Ueber Kunst und Kunsthandwerk. Von J. W. Otto Schmid. Kunstgewerbler. — Aus dem Nachlaß eines deutschen Journalisten. Von Dr. Franz Schnabel. — Gedanken aus Georg Simmels Nachlaß. — Etwas vom Schäfer. Von Max Wittlich. — Schloß Guttenberg. Von Karl Friedrich Gustav Heybach. — Der Dichter. Von Hans Adalbert Bergner. — Fastnachtstribun. Von Fritz G. W. Kopp.

## Ballade.

Weggekehrt vom Donner wilder Klänge  
Stand ein Narr auf eines Berges Kuppe,  
Lächelnd übersah er das Gedränge,  
Ubersah gelungenes Gepränge,  
Und sein Blick war eine Maskengruppe.

Tausend Qualen irrten aus den Zügen,  
Die sein Antlitz krönten mit Raketen.  
Langsam sprach er, wie aus großen Krügen  
Floß das Wort in tiefgedachte Lügen,  
Die ein Zerrbild zeichenreich verdrehten:

Sieghaft bist du Welt, ich bin geschlagen!  
Sieghaft bist du Leben, denn ich sterbe!  
Nur ein Narr noch, steh ich auf dem Wagen,  
Uebergroß für mich und meine Klagen,  
Nur ein Narr noch, eine bunte Scherbe.

Ein Verkünder bin ich einst gewesen,  
Den du jubelnd den Propheten nanntest;  
Sieghaft bist du Welt, ich bin genesen!  
Sieghaft bist du Leben, weil erlesen  
Du zum Narren mich hast und mich verbanntest!

Was im Leben wäre mir noch bitter? —  
Seine Gnade würde mich verblenden!  
Seht! Mein Ruhm grenzt an ein enges Gitter,  
Meine Schalkheit spielt darauf Gewitter,  
Um sich heiter nach dem Tod zu wenden.

Emil Belzner.

## Aus dem Leben Friedr. Weinbrenners.

Denkwürdigkeiten des großen Baumeisters,  
erzählt von Arthur Waldenaire.\*)

### Morgenstund hat Gold im Mund.

Weinbrenner hatte in jungen Jahren schon das Zimmermannshandwerk, den Beruf seines Vaters, erlernt. Trotz seiner Jugend hatte er es darin bald soweit gebracht, daß er, sechzehn Jahre alt, nicht nur selbständig zimmern, sondern auch Verträge zeichnen, ja sogar Pläne für kleinere Gebäude entwerfen und diese ausführen konnte. Indessen blieb er bei dem Handwerk, das ihm zur Befriedigung seines Ehrgeizes wenig Raum bot, nicht stehen. Baumeister wollte er werden. Doch sah er bald ein, daß dazu eine Erweiterung seiner Kenntnisse notwendig war. Da sich aber vorerst ein regelrechtes Studium an einer Bauerschule nicht ermöglichen ließ, suchte er sich auf andere Weise fortzubilden. Ein

\*) Nachdem in diesen Tagen das Weinbrennerbuch des Verfassers im Verlag der G. B. Müller'schen Hofbuchhandlung erschienen ist, werden diese Anekdoten doppelt willkommen sein. Die Red.

Freund, der sich dem Ingenieursfach widmete, wünschte damals von ihm im Bauzeichnen unterrichtet zu werden. Weinbrenner erklärte sich bereit und verlangte als Gegenleistung eine Unterweisung in Mathematik und im Geländezeichnen. Man kam überein, die Übungen in den Morgenstunden von 4 bis 6 Uhr in der Wohnung Weinbrenners abzuhalten, da die beiden strebsamen Jünglinge tagsüber durch Arbeiten verschiedenster Art in Anspruch genommen waren.

Die gemeinsamen Lernstunden begannen alsbald. Durch das Kommen und Gehen, das Öffnen und Schließen der Türen in so früher Stunde wurden die Bewohner des Hauses, namentlich die Schwestern Weinbrenners, jedoch öfters aus dem Schlaf geweckt, weshalb zur Vermeidung der Störung der Freund seinen Weg dann gewöhnlich durch das Fenster nahm. Auf diesen eigentümlichen Verkehr, zumal in aller Frühe, wurde ein Nachbar, der Pagenhofmeister Luz, der im Südflügel des Vinkenheimer Tores wohnte, aufmerksam. Eines Morgens nun, als der kletterfrohe Freund wieder durch das Fenster in das Haus eingestiegen war, tauchte plötzlich vor dem Hause die Gestalt des Hofmeisters auf. „Guten Morgen, meine Herren“, begrüßte er die beiden Freunde. „Sie machen sich einander sehr früh Besuch. Darf ich mich nicht auch bei Ihnen einstellen? Allein Sie müssen mir Ihre Haustür öffnen, denn der Weg durchs Fenster ist mir zu hoch.“ Ueberrascht, ließen die Jungen den freundlichen Mann eintreten, und berichteten ihm, welche Umstände die frühen Zusammenkünfte veranlaßten. Mit Wohlwollen besah Luz die Zeichnungen und mathematischen Übungen der beiden Knaben, deren Eifer ihm sehr gefiel. Namentlich schien der bescheidene und stille Weinbrenner seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er hörte, daß es Weinbrenners sehnlichster Wunsch sei, Baumeister zu werden, daß er jedoch die hierzu notwendigen Kenntnisse nicht zu erwerben vermag, rief er ihm, das Gymnasium weiter zu besuchen, das Weinbrenner vor kurzem verlassen hatte, und dort vor allem Mathematik und Physik gründlich zu erlernen, — ein Vorschlag, den dieser auch befolgte.

Diese Begegnung und die folgenden Beziehungen zu dem hochgebildeten Manne, welchem Baden die erste Einrichtung seiner Artillerie verdankt, sollten dem jungen Baumeister für seine künftige Laufbahn von größtem Nutzen sein. Luz, der die trefflichen Anlagen des Jünglings immer mehr erkannte, förderte auch weiterhin in hochherziger Weise die künstlerische Ausbildung und das Studium Weinbrenners, den er aufs angelegentlichste dem Markgrafen Karl Friedrich in einem Schreiben vom 20. März 1791 empfahl. „Gelegentlich“, heißt es darin, „lernte ich 2 brauchbare junge Männer kennen, denen ich wohl wünschen möchte, daß sie auch Männern von mehrerem Gewicht bekannt würden, weil ich glaube, sie verdienen Aufmerksamkeit. Der vorzüglichste unter beiden ist des verstorbenen Zimmermeisters Weinbrenner jüngerer Sohn. Ein Mensch, der ganz und gar für Künste, die unter sich zusammenhängen, lebt. Er erlernte das Zimmerhandwerk, fühlte aber bey Zeiten, noch während den Lehrjahren, daß er, um etwas mehr als gemeiner Zimmermann zu werden, auch andere Hülfswissenschaften nöthig habe. . . . Als ein fleißiger Mensch verdient er daher meines Erachtens Aufmerksamkeit, damit er unter kluger Leitung, sowohl als geschickter Zimmermann, als in andern damit verbundenen Künsten seinem Vaterland nützlich werde.“

### Das Café greco.

Selten hat in Rom das deutsche Künstlerleben, angeregt und gefördert durch die Wirksamkeit Winkelmanns und des Malers Raphael Mengs, eine größere Bedeutung erlangt, als in der Zeit um 1800. Die deutschen Künstler, erfüllt von heiliger Ehrfurcht und hoher Begeisterung für das klassische Altertum, übertrafen die Künstler der anderen Staaten bei weitem durch ihr Wissen und Können. Da die meisten mittellos und mit mäßigem Stüttsgehalt deutscher Höfe bedacht waren, wegen des ihnen zuteil gewordenen Glückes aber in Rom zu leben, gerne Entbehrungen ertrugen, schlossen sie sich eng zusammen und bildeten einen engen Freundschafskreis, dessen Mittelpunkt das Café greco war, ein von dem Griechen Nicola di Maddalena 1760 gegründetes Kaffeehaus in der Via Condotti beim Spanischen Platz. Dort fand man sich gewöhnlich nach Tisch oder abends zu einem Plauderstündchen ein, dort feierten die Deutschen ihre Freundschafs- und Neujahrsfeste.

Ein kleiner Zwischenfall, veranlaßt durch Weinbrenner, der von 1792—1797 in Rom lebte, hätte dem Besuch dieses beliebten



Sammelpunktes beinahe ein bedauernswertes Ende bereitet. Der Wirt, der die Absicht hatte, seine drei Schenkräume hergerichtet zu lassen, von welchen im vordersten die Gäste aller Nationen, im mittleren die Spanier und im hintersten die Deutschen sich aufzuhalten pflegten, hatte sich von italienischen Künstlern Entwürfe für die Ausmalung fertigen lassen. Eines Nachmittags zeigte er diese Weinbrenner, der wie gewöhnlich nach Tisch das Kaffeehaus aufsuchte, und bat ihn um sein Urteil, im besonderen über die der Nationalität der Gäste entsprechenden Zierbilder. Wider Erwarten des Wirts, der mit seinen Entwürfen Beifall zu finden hoffte, sprach sich Weinbrenner über die Zeichnung sehr mißfällig aus und riet von der Ausführung ab. Denn, meinte er, es sei unschädlich, in dem vorderen Zimmer, dem Aufenthaltsraum der Gäste aller Nationen, zur Verfinstlichung der Weltteile an der Decke Pferde, Kamele, Elefanten und Löwen anzubringen, da die Tiere, so wie sie gemalt seien, fürs gewöhnliche auf dem Boden und nicht an der Decke liegen, von welcher sie sinngemäß herunterfielen. „Es sind aber doch keine wirklichen, sondern nur gemalte Tiere“, meinte der enttäuschte Wirt, „und als solche können sie doch wohl an der Decke wandeln.“ „Wenn sie gut gemalt wären“, erwiderte Weinbrenner, „so müssen sie auch den natürlichen Tieren gleichen, und dann ist es schreckhaft, sie über sich schweben zu sehen. Ich möchte Ihnen anraten, sich von Ihren Malern etwas Passenderes für Ihre Kaffeebude aufzeichnen zu lassen.“

Der Wirt jedoch, der sich auf die sinnigen Malereien seiner Künstler etwas zugute tat, schien mit diesem Urteil sich nicht abfinden lassen zu wollen. Am nächstfolgenden Sonntag kam er auf Weinbrenner zu und sagte: „Mein Herr, ich bin diesen Morgen in den ersten Kirchen von Rom gewesen und habe in den meisten an der Decke die Weltteile durch Tiere dargestellt gesehen, und diese Gemälde sind nun schon alt und noch nicht heruntergefallen. Ich glaube, daß sie wohl auch in meinem Kaffeehaus angebracht werden können. Heutzutage kritisiert man über alles, sogar über die Peterskirche.“ Da Weinbrenner aus diesen Worten erkannte, daß der Wirt sein abschließendes Urteil den italienischen Malern hinterbracht hatte, ging er nicht weiter auf diese Einwände ein, sondern riet dem Wirt, die Räume ausmalen zu lassen, wie es ihm passe.

Mehrere Wochen war dann das Zimmer, in dem sich die Deutschen zu versammeln pflegten, geschlossen. Die Ausmalung des Raumes wurde durchaus geheim gehalten. Wie groß war aber die Verwunderung der Künstler, als sie den Raum wieder betraten und an der Wand eine Landschaft in Fresko erblickten, das Weinbrenner darstellte, der in der einen Hand einen großen Zirkel hielt, mit der andern aber einen Esel über eine Brücke zog, auf welchem sein Freund Theodor Zwanow saß. Hinter ihm folgte der Maler Frey, mit einer Mappe und einem Sonnenschirm ausgerüstet. Die Freunde waren über dieses Spottbild, das Weinbrenner mehr belustigte als ärgerte, sehr entrüstet, und sie bedeuteten dem Wirt, daß sie unter keinen Umständen mehr das Kaffeehaus besuchten, wenn das Gemälde nicht umgeändert würde. Dieser, nicht willens, das Bild übermalen zu lassen, ließ es jedoch darauf ankommen, was zur Folge hatte, daß die Deutschen, die den größten Teil seiner Gäste ausmachten, dem Café fernblieben. Man traf sich im Café inglese am Spanischen Platz, wo sich ein gewählter Kreis von Kunstforschern aus allen Ländern einzufinden pflegte. Als der Wirt sah, daß es den Deutschen ernst war — sie wiesen das Frühstück, das er ihnen jeden Morgen durch seinen Kaffeejungen schicken ließ, zurück und mieden ausnahmslos das Kaffeehaus — ließ er das Bild übermalen. Doch die Sache wurde jetzt noch toller. Der spottfüchtige Maler verwandelte Weinbrenner in einen deutschen Soldaten, Frey in einen Eselstreiber und Zwanow in einen Türken — dies wohl deshalb, weil der in Rußland geborene Künstler slawische Tracht trug. Diese Bosheit des Italieners empörte die Deutschen noch mehr, und sie drangen mit aller Entschiedenheit auf die Beseitigung der Figuren, worauf der Wirt auch einging. Der Künstler begnügte sich damit, auf der einen Seite der Brücke einen bellenden Hund vor ein Gebüsch zu malen — eine eigentümliche Beigabe, gegen die niemand Einspruch erhob.

#### Das Straßburger Münster.

Die Meinung, Weinbrenner hätte einzig und allein die antike Baukunst als schön anerkannt, der Gotik dagegen keine Beachtung geschenkt, ist nicht zutreffend. Ging seiner Zeit zwar ein tieferes Verständnis für die Gotik ab, so konnte Weinbrenner dieser in ihrer Art vollendeten Kunst seine Bewunderung nicht versagen. Wie begeistert spricht er in seinen Briefen und Schriften von der Schönheit der Raumbildung und dem Aufbau der mittelalterlichen Werke! „Das möchte ich gebaut haben, und sonst nichts“, rief er einmal beim Anblick des Speyerer Doms, dessen Abbruch er verhinderte. Und mit der gleichen Ergriffenheit wie der junge Goethe mag er in Straßburg vor den Wunderbau Erwin von Steinbachs getreten sein.

Als Zwanzigjähriger und auch später hatte Weinbrenner des öfteren seinen Oheim, den Stadtbauinspektor Arnold in Straßburg, besucht und bei dieser Gelegenheit das Münster jeweils eingehend besichtigt und Untersuchungen daran angestellt. Mag ihm dazumal noch manches unklar gewesen sein; volles Verständnis für den gotischen Stil wird er wohl gewonnen haben, nachdem er mehrere Bauwerke dieser Art gesehen hatte und zu größerer künstlerischer Reife gelangt war. Beim Vergleiche

mit anderen gotischen Bauten, dem Freiburger Münster und dem Stephansdom in Wien, gibt er bezüglich der äußeren Gestalt dem Straßburger Münster den Vorzug. Denn dies Gebäude, meint er, erhebe sich „in seiner perpendiculären Gestalt weit majestätischer, während die anderen durch ihre allzu pyramidalartige Formen eine ängstlich berechnete Festigkeit zeigen, was den Eindruck von Größe, Kühnheit und Leichtigkeit vermindert“. Auch erscheine die Vorderansicht des Münsters dadurch so wirkungsvoll, daß die Türme sie beseitigten, anders als beim Stephansdom in Wien oder am Freiburger Münster, wo der Turm die Stirnseite verdecke.

Als Weinbrenner im Spätsommer des Jahres 1797 auf seiner Rückreise von Rom sich längere Zeit in Straßburg aufhielt, gewann er sich um das Münster das Verdienst, es vor einer geschmacklosen Verunstaltung durch einen Umbau bewahrt zu haben, den man im Innern des herrlichen Bauwerkes vornehmen wollte. Die Straßburger Stadtbehörde hatte im Vertrauen auf den von Rom kommenden Künstler bei ihm ein Gutachten über einen Plan eingeholt, nach welchem das Innere des Münsters zu einem Tempel der Vernunft eingerichtet werden sollte. Weinbrenner fand einen Entwurf vor, der über alle Maßen abscheulich war, ähnlich naturalistisch, wie ein damals im Münster aufgestellter Altar, der in seinem naturalistischen Aufbau von Felsen, plastischem Pflanzenwerk und dazwischen angeordneten Figuren geradezu fürchterlich wirkte. Es war, als ob der revolutionäre Zeitgeist, entseßelt und allen Gesetzen Hohn sprechend, die mild gewachsene, ungeordnete Natur an Stelle der stilvollen Form setzen wolle — eine Katzenmusik an Stelle einer schönen, den zauberischen Rhythmus eines erhabenen Kunstwerks atmen- den Melodie. Weinbrenner verwarf den Entwurf, durch welchen das Bauwerk geradezu geschändet worden wäre, auf das Entschiedenste, und da er seine Ansichten bestimmter und klarer als andere Straßburger Baumeister vorzutragen wußte, brachte er es zu Stande, daß der Plan nicht nur abgelehnt, sondern auch der Umbau des Innern ihm anvertraut wurde. Er zeichnete einen in der Vierung gedachten zirkusartigen Saalbau aus Holz in gotischen Zierformen derart, daß das Gebäude in keiner Weise beschädigt worden wäre oder seine schöne Raumwirkung verloren hätte. Doch wie glücklich war er, als der bald in Angriff genommene Ausbau nicht zur Vollendung kam. Denn die Tempel der Vernunft kamen mit der Umwandlung neuer Staatsformen in Frankreich bald wieder aus der Mode.

In anderer Hinsicht war der damalige Aufenthalt in Straßburg für Weinbrenner noch von besonderer Bedeutung. Er verlobte sich dort mit Salome Margaretha Arnold, der Tochter seines Oheims. Die Liebe zu dem Währigen Mädchen — Weinbrenner war damals 31 Jahre alt — war in dem Leben des ernsten, sittenreinen Künstlers, der zu einem leichtfertigen Liebesverhältnis nie sich die Freiheit genommen, die allererste; seine Braut war, wie er selbst sagt, die einzige Frau, an deren Seite er öffentlich erschienen war. Sie muß, wie sie auf einem uns erhaltenen Bild wieder gegeben ist, sehr hübsch gewesen sein. Der Kopf bildete ein ebenermäßiges Rund, das liebliche, ehrenzarte Gesicht überstrahlte schöne, lebhaft Augen. Ihre Verlobung mit dem strebsamen Künstler mögen die Eltern mit den besten Hoffnungen und Wünschen begleitet haben, namentlich die Mutter, welche schon früher dem jungen Weinbrenner stets mit herzlicher Freundschaft entgegengekommen war, wie aus den Worten hervorgeht, die sie ihm in sein Gedächtnis geschrieben hatte:

Ein Freund, der ist recht hoch zu schätzen,  
Er kann uns trösten und ergötzen,  
Sein aufgewecktes Herz gefällt,  
Doch eine Freundin, die uns liebet,  
Ihr Herz uns zärtlich übergiebet,  
Ist doch das Beste auf der Welt.

Dieser den Meisten Jünglingen so wünschenswerte Gegenstand erinnere an Ihre Werte Freundin

Catharina Margaretha Arnoldin.

Straßburg 9. April 1788.

### Goethes und der beiden Grafen Stolberg Aufenthalt in Karlsruhe auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz 1775.

Von Heinrich Funck.

#### II.

Den 23. Mai fuhr Goethe mit seinen Freunden nach Straßburg weiter. An diesem Tag schrieb Markgraf Karl Friedrich von Baden einen Brief an Klopstock. Es war bald zwei Monate her, daß Klopstock den religiös, deutsch und frei gesinnten Fürsten, der sich ihm geistig verwandt fühlte, plötzlich ohne Abgeschied zu nehmen und ohne sichtbaren Grund verließ. Der Fürst hatte seit her den Baden nicht wieder aufgenommen. Jetzt schrieb er an den Dichter, den er liebte: „Ihre Abreise mußte vor mich allezeit mit einem leidenden Gefühl verbunden sein. Der Abschied würde es noch höher getrieben haben; ich bin Ihnen also vor dessen Unterlassung verbunden. Ich schreibe Ihnen, wie man einem Freund schreibt, ganz ohne Komplimenten, und erwarte von Ihnen das



nämliche. Sie glauben nicht, welch ein Beeres Sie in unserer hiesigen Gesellschaft gelassen haben. Wenn man Sie einmal persönlich kennt, so gewöhnt man sich nicht so geschwinde an Ihre Abwesenheit. Wir haben jetzt den Herzog von Weimar und seinen Bruder hier. Der Herzog ist an einem starken Katarrh bettlägerig gewesen; heute ist er zum erstenmal wieder auf eine Stunde in die freie Luft gegangen. Die Grafen von Stolberg, von Haugwitz und Göde sind hier gewesen. Mir war es sehr angenehm, ihre Bekanntschaft zu machen. Knebel ist mit den Franzosen nicht zufrieden. Ihr Nationalstolz und die wenige Gerechtigkeit, die sie Fremden widerfahren lassen, hat ihm nicht gefallen. Er ist ganz deutsch, so wie es sich gebührt, aus Frankreich zurückgekommen. Sagen Sie mir doch bald etwas von ihrer Wiederkehr, oder sagen Sie nichts; kommen Sie, wie Sie abgereiset sind. Machen Sie's, wie Sie's gut finden! Ich verlasse mich auf Sie. Erwähnen Sie sich nur oft, daß Sie auch Freunde in Oberdeutschland haben, und daß darunter an Wahrheit und Wärme ich gewiß nicht der letzte sei." Es ist sicherlich kein Zufall, daß Karl Friedrich von Baden noch am Tage von Goethes und der Stolberge Abreise diese Zeilen an Klopstock gerichtet hat. Er wurde höchstwahrscheinlich durch Goethe und seine Gefährten dazu angeregt. Die Brüder Stolberg namentlich zählten zu den begeistertsten Anhängern Klopstocks und zu den schwärmerischsten Gliedern des Göttinger Hainbundes, der die Propaganda für Klopstock schwärmerisch betrieb. Und Knebel, der Hofmeister des Prinzen Konstantin, mußte in diesen Maitagen 1775 dem Markgrafen einigemal aus dem Klopstock vorlesen. Knebel trug mit seiner schönen, kräftigen Tenorstimme vortrefflich vor, las fast zu schön.

Am folgenden Tag schrieb Fritz Stolberg in Straßburg an Klopstock: „Ich muß Ihnen noch manches von Karlsruhe schreiben, mein allerliebster Klopstock. Gestern haben wir's verlassen und sind gestern abend hier angekommen. Sie haben recht gehabt, sich in die Prinzess Luise und die Nathsamhausen zu verliehen. Sie hätten sich auch ein wenig in die Erbprinzessin verliehen können. Beide Prinzessinnen, jede in ihrer Art, haben mir überaus wohl gefallen. Luise hat unstreitig mehr Geist, und doch ist die andere auch sehr interessant. Und beide so gut! So edel! Luise hat mir von der Schweiz, von der Freiheit und von Lavater in einem Ton gesprochen, der mich entzückt hat. Den Markgrafen muß man ehren und lieben. Die Markgräfin vertieft sich stark in die Botanik und ist mir zu gelehrt; sonst gefällt sie mir. Ich habe auch Anekdoten von ihr gehört, welche ihrem Herzen viel Ehre machen. Leuchsenring hat ich sehr lieb gekriegt. Der Herzog von Weimar und sein Bruder kamen noch zwei Tag vor unserer Abreise an. Beide haben mir gefallen, Prinz Konstantin vorzüglich. Aber, mein liebster Klopstock, ein Unglück! Wir haben aus schändlicher Vergessenheit Voemann ganz vergessen. Erst hier fiel er uns ein; wir waren sehr betroffen und sind es noch. Wir wollen desfalls an Leuchsenring schreiben. Der Anblick des Rheins eine Stunde von hier, wo wir auf einer breiten Brücke über ihn fuhren, hat mich wieder sehr gerührt. Es ist ein herrlicher Strom. Aber das Herz im Leibe tat mir weh beim Anblick des bezwungenen nun französischen Ufers. So sehr ich auch wußte, wie man Sie in Karlsruhe ehrt und liebt, so war es mir doch so süß, es von allen, die ich in diesem Brief genannt habe, so oft und auf eine so herzliche Art zu hören. Jeden Augenblick hörte ich den Namen meines Klopstock nennen. Mein Bruder, Goethe und Haugwitz grüßen Sie herzlich. Ich drück Sie fest an mein Herz. Lassen Sie Jacob! diesen Brief lesen. Der Reichsmarschall von Münzesheim hat mir aufgetragen, wenigstens vier Zeilen von ihm an Sie zu schreiben. Da ich es ihm beim Abschied versprochen habe, muß ich es tun. Er hat mir viel Langeweile gemacht, oft im Gespräch mit der Nathsamhausen gestört und ist nur erträglicher als Hofrat Kling.“

An Voemann waren die gräßlichen Brüder außer von Klopstock auch von Heinrich Christian Voie empfohlen, dem Begründer der Musenalmanache, dem ältesten, reifsten und maßvollsten Mitgliede des Göttinger Dichterbundes. Voie und Voemann waren von ihrer Jenerzeit her miteinander befreundet. Die Abneigung der Stolberge gegen den Geheimen Hofrat Kling beruhete auf Gegenseitigkeit. Kling leistete sich, nachdem er damals die Gebrüder Stolberg von Person kennen gelernt, folgenden Aufschrieb: „Bei mir haben sie mit ihrer jejunen Suffisance Mitleiden und nichts weniger als Bewunderung erregt, abstraction faite qu'ils sont comtes et que je ne suis moi ni comte, ni baron, mais homme à bon sens et cela depuis plus longtemps que n'existent ces petits pédants à grandes prétentions. Manche Höflinge sind sie ohnehin, der eine à l'air d'un parfait paysan, der andere ist ein schlechtes tamdiu Kerlchen. Ihre Physiognomie hat auch gar nichts Anziehendes et leurs discours! Je leur ai parlé à la cour en pleine assemblée, je me suis promené avec eux — ne valent pas la peine et ne roulaient que sur le petit cercle de leurs connaissances et affections. Gleich und gleich gesellt sich gern. Sie haben wohl getan, nach Norden zurückzugehen; nach Süden taugten sie nicht, so wie auch ihr Idol Klopstock nicht.“ Diese bisher unbekannt gewesene Niederschrift Rings über die Gebrüder Stolberg am badischen Hof ist ein kleines Seitenstück zu seiner bekannten umfangreichen Denkschrift über Klopstock in Karlsruhe. Kling war ein eifriger Wielandianer; Klopstock und seine Jünger bekämpften Wieland und den verzärtelten Geschmack — dies erklärt vieles.

Den jungen Goethe jener Tage pries um jene Zeit ein drei Jahre älterer Dichtergenosse als „den Jungen von fünfundsiebenzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie, Kraft und Stärke

sei, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo“. Den Karlsruher Höflingen kam das Außergewöhnliche im Auftreten des jungen Goethe, kamen seine natürliche Derbheit und seine unverbrauchte Frische sonderbar vor. Ueber Sonderbarkeiten im Benehmen des genialen Dichtersjünglings plauderte denn auch der ehemalige badische Prinzenenerzieher in einem Schreiben an Rektor Johann Rudolf Schlegel. Der Heilbronner Rektor antwortete dem Karlsruher Hofgelehrten: „Mich freut es, daß Sie, bester Herr Geheimen Hofrat, Göthe haben kennen lernen. Einen Mann wie ihn kennen zu lernen, ist immer eine Aquisition von Menschenkenntnis, die man wert achten muß. Das Sonderbare, das sich in seinem schriftstellerischen Charakter schon deutlich genug geäußert hat, haben auch andere in seinem Umgang bemerken wollen. Die Grafen von Stolberg mögen ganz wackere Herren sein, aber Originale sind sie freilich nicht. Alles in ihren Gedichten ist Nachahmung, und daher mögen sie freilich in der Gesellschaft eines deutschen Originals, wie Göthe ist, ziemlich kontrastiert haben. Inzwischen lassen Sie es gut sein — wenn nur diese Herren vom hohen Adel zu denken anfangen, wenn sie auch anderen nur nachdenken, so ist es doch besser, als völlig gedankenlos sein.“

Von Goethe liegt über den Eindruck, den die gebildete klein-staatliche Residenzstadt und Karl Friedrichs Hof auf ihn machte, keine Aeußerung aus den Maitagen 1775 vor. Dagegen besitzen wir aus der Feder dieses sicheren Beobachters ein vier Jahre später mit köstlichster Frische und Bestimmtheit gezeichnetes Bild der ganzen markgräflichen Familie. Goethe kam am Abend des 18. Dezember 1779 mit seinem Herzog nach Karlsruhe — dieser wohnte im Schloß, Goethe im Hause des Ministers von Edelheim — und schrieb, nachdem er bei Hofe gewesen, den 20. Dezember aus Karlsruhe an Frau von Stein: „Hier sind die Kinder (Karl Friedrichs 1776 geborene Zwillingstochter Amalie und Karoline) schön und allerliebste. Der Markgraf gefällig und unterhaltend. Die Markgräfin gefällig und gesprächig, der Erbprinz in seine Augenbrauen reitranchiert, aber gutwillig, die Erbprinzessin sehr passiv am Gängelbände der Frau Schwiegermama. Der zweite Prinz artig und möchte gern, der jüngste ganz ins Fleisch gebaden. So viel von der untertänigsten Sensation des ersten Tags.“

Fünfundfünfzig Jahre waren seit jenen Tagen feuriger Jugend dahingeschwunden, als Goethe, hochbetagt, den letzten Teil von Dichtung und Wahrheit, in welchem die jugendliche Schweizerreise aufs höchste beschworen wurde, zum Geschenk über das Grab hinweg abschloß. Den Aufenthalt, den er und seine drei Gefährten auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz in Karlsruhe nahmen, beschreibt der Meister im achtzehnten Buch seines künstlerischen Lebensberichts, wie folgt: „Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte stiltliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein. Der regierende Markgraf, besonders wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen tätig und bewandert, wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen. Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin von Hessen-Darmstadt, hier zusammen kamen, um ein förmliches Ehebündnis einzugehen, wie denn auch deshalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görz völlig abzuschließen. Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich teilte ihm die neuesten Szenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte. Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden einigermaßen beschwichtigt.“ Klopstock war auf der Reise zum Markgrafen von Baden in Goethes Vaterhaus eingekehrt, auf der Rückreise von Karlsruhe, Ende März 1775, abermals in Frankfurt eingekehrt, aber im Gasthaus und ganz incognito abgestiegen. Er hatte die Szenen aus Faust, die der junge Goethe ihm bei der einen oder bei der andern Gelegenheit vorlas, gut aufgenommen. Daß nach der Goetheschen Lebensdarstellung Klopstock im Mai noch in Karlsruhe weilte, Goethe und seine Freunde ihn dort noch voranden, ist aber kein Irrtum, keine Gedächtnistäuschung des im Winter seines Lebens stehenden Erzählers, wie die Erklärer von Dichtung und Wahrheit und David Friedrich Strauß meines Erachtens fälschlich annehmen, sondern Erfindung, eine künstlerische Verschiebung. In Klopstock gibt der poetische Erzähler der ausgelassenen, kraftgenialen Reisegesellschaft, worunter der junge Goethe nicht der Zahmste war, ihr wirksames Gegenbild. So fließt hier Dichtung und Wirklichkeit zusammen.

Im Jahr 1860 erhielt der berühmte Genre- und Historienmaler Friedrich August Pecht aus Konstanz von Großherzog Friedrich dem Ersten von Baden, den Auftrag, Goethes anmutige Schilderung seiner Einkehr am badischen Hof in der Gesellschaft der beiden Grafen Stolberg in einem Delbild zu illustrieren.



Pecht schuf das große Delgemälde: „Eine Faustvorlesung Goethes am Karlsruher Hof in Gegenwart Klopstocks“. Das Bild wurde mit seinem Pendant: „Schiller nach der ersten Aufführung der Räuber aus dem Mannheimer Nationaltheater tretend“ von Pecht als Weihnachtsgeschenk des kunstsinigen badischen Fürsten für die Großherzogin Luise gemalt. Es befindet sich jetzt im Schloß zu Baden-Baden. Die dargestellte Szene spielt im Gartensaal des östlichen Schloßflügels zu Karlsruhe. Der junge Goethe rezitiert vor dem versammelten Hof aus seinem Faust. Unter den fürstlichen Zuhörern gewahren wir links zunächst die Markgräfin mit ihrem jüngsten Sohn, dem nachmaligen Großherzog Ludwig von Baden. Es folgen der Markgraf, Herzog Karl August, Prinzessin Luise ihnen gegenüber, Erbprinzessin Amalie neben Karl August; Erbprinz Karl Ludwig schließt die Reihe. Hinter dem Herzog steht Knebel, dahinter Graf Görz, neben der Erbprinzessin Freiherr Wilhelm von Edelsheim. Die in der Nähe der Markgräfin stehende Dame dürfte Frau von Freilach vorstellen, die mütterliche Freundin der Prinzessin Luise. Auf der rechten Seite sitzt vorn der einzige Bruder des Markgrafen, Prinz Wilhelm Ludwig, mit seiner Gemahlin und seinem Töchterchen, der künftigen Marquise von Montperny, weiter dem Hintergrunde zu Klopstock, umgeben von dem gräflichen Dichterpaa, am Ausgang in den Garten Frein von Rathshausen. Prinz Friedrich von Baden, Karl Friedrichs zweitältester Sohn, und Karl Augusts Bruder Konstantin befinden sich nicht auf dem Bild.

Pechts Schöpfung „Goethe am Hofe Karl Friedrichs von Baden“, ein Seitenstück zu „Tasso am Hofe von Ferrara“, ist eine beachtliche Verherrlichung des badischen Fürstenhofes, der am Ausgang der alten Zeit zu den wenigen vorzugsweise kleinen deutschen Höfen zählte, die das ruhmvolle Beispiel der Achtung und Pflege geistiger Größe ohne Rücksicht auf die Geburt gaben. Friedrich der Große hatte schon längst mit hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern wie ein Gleicher unter Gleichen verkehrt und tat dies bis an sein Lebensende; nur waren es leider meist Ausländer, die er dieser Auszeichnung wert hielt.

## Ueber Kunst und Kunsthandwerk.

Von J. G. Otto Schick, Kunstgewerbler.

In den vergangenen Monaten hat die Frage, ob ein Zusammenschluß der Kunstgewerbeschule mit der Akademie der bildenden Künste erfolgen soll, breiten Raum eingenommen, und noch immer ist diese Frage nicht gelöst\*). Diese Zeiten sollen die „Frage“ nicht behandeln, sondern nur ausdrücken, daß das Handwerk dem Endzweck nicht gleichgültig gegenübersteht, mehr, daß es sehr großes Interesse für diesen hat.

Die angewandte Kunst, also die „Kunst“ im Handwerk, das „Kunst“-gewerbe, das „Kunst“-handwerk, wurde gerne, und wird heute noch als etwas rein Künstlerliches betrachtet. Man ist einerseits geneigt, dem Kunsthandwerker, Kunstgewerbler, das Wort Kunst streitig zu machen, und andererseits ist man der Auffassung, daß alle Handwerker und Gewerbetreibende usw., die dekorieren, garnieren, zieren usw., sich ohne weiteres das Wort „Kunst“ vor das Handwerk Tischler, Schlosser, Sticker, Gewerbetreibende u. dgl. stellen dürfen. Bezeichnung Kunsthandwerker, Kunstgewerbler etc. verdienen. Erstere Auffassung dürfte nicht richtig und die zweite grundsätzlich sein. — Ich will vorweg einige Fragen stellen: Ist jeder, der dekoriert, garniert, ziert usw., also Gegenstände mit Formen überzieht, Kunsthandwerker oder Kunstgewerbler? Hat dekoriert, garnieren, zieren mit dem Begriff Kunst, der dem Gewerbetreibenden, Handwerker usw. vorgestellt ist, etwas zu tun? Das bestimmteste „Nein“ ist hier wohl die richtigste Antwort. Dieselbe Antwort aber ist in vielen Fällen, auch in bezug auf die Bezeichnung Kunstmalerei am Platze. Es ist derjenige noch lange kein Kunstmalerei, der malen gelernt hat und viereckige und andere geformte Flächen vollmalt. Malen kann jeder lernen, so oder so. Das aber, was zur Bezeichnung Kunstmalerei berechtigt, kann man nicht erlernen und nicht lehren. (Nur die Vereinerung ist möglich). Dasselbe ist es auch beim Kunsthandwerker und Kunstgewerbler. Die Malerei ist nur die Ausdrucksweise für den malenden Künstler. So aber kann jede andere Technik Ausdrucksweise sein. Kunst wird nicht durch die Ausdrucksweise gemacht, sondern vom Geist geschaffen, der sich durch die Ausdrucksweise im Ausgedrückten niederschlägt. Geist kann sich auf einem handwerklichen Gegenstand genau so gut niederschlagen, wie auf einer Leinwand. Und umgekehrt, er kann auf einer, von einem akademischen Maler bemalten Leinwand genau so wenig vorhanden sein, wie auf einem handwerklichen Gegenstand. Kunst ist nicht teilbar und ist beim Maler und beim Handwerker ohne Unterschied das Gleiche.

\*) Anmerkung der Redaktion: Die Frage ist ihrer Lösung nahe. Wie aus zuverlässigen bekant ist, wird dem Landtag im nächsten Staatsvoranschlag das Projekt der Verschmelzung der Akademie der bildenden Künste mit der Kunstgewerbeschule Karlsruhe zu einer „Landeskunstschule“ von der Regierung vorgelegt werden. Die Vorbereitungen zur Schaffung von Künstlerwerkstätten (im Sinne des Werkbündungsgeistes und in Wiederherstellung der alten Verhältnisse) an der künftigen Landeskunstschule sind im Gange. Bei Genehmigung durch die Landstände wird die Akademie eine organisatorische Umwandlung in völlig freie Meisterstätten der bildenden Künstler unter Abgabe des Klassenberlebs an die bisherige Kunstgewerbeschule erfahren und die Direktion in einer Hand angefaßt werden. An der künstlerischen Zielsetzung wird auch die Vereinfachung und damit Vereinfachung eine finanziell gebotene Rolle spielen.

Es ist auf Bauernkästen, Truben usw. oft viel mehr von solchem Niederschlag zu finden, als auf vielen, von akademisch gebildeten Malern bemalten Leinwandstücken, die mit kostbaren goldenen Rahmen umgeben sind. „Haben jene Kastenbemaaler wohl im Bewußtsein gehandelt „Kunst“ zu schaffen?“ „Und sind sich viele „Kunstmalerei“ bewußt, daß sie keine Kunst schaffen?“ Kunst ist nichts Künstlerliches. Das, was den Maler zum Kunstmalerei macht, macht auch den Handwerker zum Kunsthandwerker, zum Kunstgewerbler — zum Kunstler.

Wohl — eine Steigerung ist möglich, ein Maler kann ein bedeutenderer Künstler sein als ein Handwerker — aber ein Handwerker kann auch vielfach bedeutenderer Künstler sein als ein Maler.

Kunst äußert sich in Form. Form verlangt Material. Material in Form zu bringen, verlangt Werkzeuge; diese verlangen Beherrschung.

Das Beherrschen der Werkzeuge und das Formen des Materials ist mehr oder weniger leicht oder schwer zu erlernen; (wie das Malen) es ist das Handwerk. Auch ist es Handwerk, wenn es sehr schwer zu erlernen ist und viele Kenntnisse zur Ausübung erforderlich sind.

Künstler ist der, der aus sich Formen schafft, schöpft, in sich erlebt. Der rein künstlerische Moment und das rein künstlerische Moment ist das innere Erleben, Fühlen, Empfinden in Formen. Der Künstler sieht mit geistigem Auge nach innen. Das so Geschaffene denkt er auf eine Fläche (Leinwand) oder einen Körper. Können diese gedachten Formen festgehalten werden, wie man Kreidestriche auf Papier mit Fixativ festhalten kann oder das photographische Bild auf der Platte oder würden sich diese Gedanken allein eingraben, wie Säure sich in Metall eingräbt und der Meißel in den Stein oder das Holz, so wäre damit die rein künstlerische Tätigkeit beendet. Weil dies aber nicht so ist, muß der Gedanke, das Innerelebte, Geschöpfte, auf andere Weise festgehalten werden und bei diesem Festhalten beginnt das handwerkliche Arbeiten. „Schaffen und Arbeiten“.

Genau wie beim Schreiben. Der Gedanke wird im Geiste geschaffen, das Wort ist die Ausdrucksform, die Schrift das Festhaltungsmittel. Der Gedanke, das Innerelebte, kann vom Schöpfer selbst niedergeschrieben, oder von diesem einem Andern in Worten mitgeteilt und von diesem Andern niedergeschrieben werden. Der Niederschreiber ist dann der Handwerker des Gedankenschöpfers. Ein inneres Formenerlebnis kann auch Andern mitgeteilt und von Andern als dem Schöpfer, in Material geformt werden. Diese Mitteilung kann aber nur ungenügend in Worten geschehen, weshalb eine sichtbare Form der Mitteilung, eine vom Schöpfer gemachte Niederschrift nötig ist. Diese Niederschrift geschieht nicht in Worten, sondern in Formen, und zwar in solchen, die den innererlebten gleich oder mindestens sehr ähnlich kommen. Diese Formenschrift (zeichnen, malen usw.) so sie zur Mitteilung oder flüchtigen Festhaltung geschieht, nennt man Entwurf und Skizze und sie geschieht mittelst Kohle, Meißel, oder sonst einem leicht handlichen Material oder Werkzeug.

Wenn nun eine Form im Geist entstanden, dringt dieser die Hand des eigenen Menschen, die Hand wiederum das Werkzeug und es entsteht die der geistig erlebten Form nächste Ähnlichkeit. Wird die Form aber einem Andern mitgeteilt, so ist die Ähnlichkeit in Frage gestellt.

Weil der Künstler sein Innerelebtes, Geesehenes in irgend einer Weise äußern, den Geist niederschlagen muß, um Andere miterleben lassen zu können, benötigt er also Material. Jedes Material hat seine Eigenarten, jedes verlangt zu seiner Bearbeitung, Formung, eine eigene Behandlungstechnik. Dem Künstler fällt also noch die Aufgabe zu, in „Technik“ zu erleben, zu denken. Und dies ist das Moment, warum der Künstler praktische, handwerkliche Erfahrungen haben muß. Es ist für den Künstler unumgänglich nötig, daß er nicht nur ungefähr weiß, wie etwas gemacht wird, sondern daß er bestimmt weiß, wie das Material, das durch seinen Geist geformt werden, das seinen Geist annehmen soll, zu behandeln ist. Je besser er selbst versteht, das Material zu bearbeiten, desto vollkommener werden sich seine geistigen Erlebnisse niederschlagen, oder niederschlagen lassen.

Demzufolge müßten die besten Künstler aus dem Handwerk hervorgehen. Das war einmal, könnte auch noch so sein, leider aber ist es nicht mehr so. Daran ist aber das Handwerk nicht schuld, sondern die Erziehung des Handwerkers, die Kunstherziehung im allgemeinen und nicht zuletzt — es ist ungesund zu sagen, ich will es nicht direkt aussprechen, sondern in die Frage legen: „Wer, welcher Jüngling entschließt sich heute, Handwerker zu werden?“ — Die Begabten sind leichter zu zählen als die anderen. Sollten die Begabten wirklich nur einen würdigen Platz in Büros, Amtsstuben, als Jurist, Lehrer oder sonst als Beamter finden können? Sollte bei diesen nicht auch mal einer dabei sein, der durch seine Veranlagung nur beim Handwerk Befriedigung finden kann? — Wieso kommt mir nun das Wort „standesgemäß“ in den Sinn? — „Liebe junge Demokratie, sperre jeden, der das Wort  $\ddot{\text{t}}$  standesgemäß benutzt, lebenslanglich ins Gefängnis, damit die Menschen diesen Begriff vergessen und nach ihrer Veranlagung leben und ihr Leben gestalten können.“

Aber abgesehen davon. Die Erziehung des Handwerkerlehrlings ist ebenfalls nicht geeignet, diesen der Kunst oder die Kunst diesem nahe zu bringen. Solange die Schüler im Sinne des Lehrers Kunstformen wiedergeben müssen, führt der Weg durch die Zeichensätze nicht der Kunst entgegen, sondern fort von ihr.



Solange es in den Schülerzeichnungs-Ausstellungen aussieht wie auf einem Kasernenhof, wo der einzelne Mann einer in Stillstand angetretenen Kompanie dem andern gleicht, solange ist auch auf den Zeichenpapieren solcher Ausstellungen kein Niederschlag vom Geiste der Kunst. Wo Kunst Raum haben soll, muß Uniform verschwinden.

Es ist unmöglich, daß ein Künstler (bildender Künstler) seine Kunst anders als sichtbar niederschlagen, in irgend einem Material äußern kann. Es ist also auch unmöglich, den Entwurf vom Handwerk zu trennen. Es ist unmöglich, angewandte Kunst von absoluter Kunst zu trennen. Möglich aber ist, Kunst absolut, oder sie angewandt zu zeigen. Absolute Kunst zeigt sich dann auf Bildtafeln oder körperlich (Bildhauer), die angewandte auf Gebrauch- oder Zuggegenständen, ebenfalls als Tafel (Fläche) oder körperlich — eventuell verbunden mit Zweckformen, die betonen und oder dämpfend — vergeistigend.

Aus diesen Ausführungen dürfte den Vielen, die das Wesen der Kunst noch mit „Kunstflächchen“ verwechseln, klar werden, daß Kunst nichts mit solchen zu tun hat, mögen solche Kunstflächchen noch so schwer zu machen oder herzustellen sein. Es ist keine Kunst über ein Seil zu gehen oder auf dem Seile zu tanzen. Kunst ist dieses erst, wenn Formen — inneres Erleben empfunden und ausgedrückt wird. Im Bauerntanz kann viel Kunst sein. Um praktischer zu vergleichen: In einer mit allen technischen Feinheiten und Möglichkeiten ausgeführten Schmiedeeisenarbeit, mit noch so vielen Rosen und Dornen, Blättchen und Ranken, kann herzlich wenig und gar keine Kunst sein; solche Arbeiten sind sehr schwer herzustellen und kommen dem Seiltanzen recht nahe, denn dieses ist schwer, es sind „Kunststücke“ und haben im Varieté-Theater ihren richtigen Platz. Das gleiche gilt für unsagbar viele Buchbände, die technisch einwandfrei, mit allen Finessen hergestellte Handvergoldungen, Lederarbeiten u. dgl. tragen.

Wie oft ist es schade, daß der Handwerker kein Künstler und der Künstler kein Handwerker ist.

Dem Nurentwerfer will ich mit keinem Wort gedenken, denn er ist ein Lunding.

Es ist zu hoffen, daß die Frage Zusammenschluß oder Nicht-Zusammenschluß der Akademie d. b. K. und der Kunstgewerbeschule dem Künstler das Handwerk und dem Handwerker die Kunst nahe bringt. Ferner, daß der Beruf der Nurentwerfer (ohne Handwerk und ohne Kunst) aufhört zu sein. Ob der Zusammenschluß erfolgt oder nicht, ist für die Sache selbst gleichgültig. Die Hauptsache ist für alle Künstler die „Werkstätte“ und für den Handwerker die „Kunst näher“. Das — Wie — ist einfach, es dürfte aus dem Vorstehenden hervorgehen.

## Aus dem Nachlaß eines deutschen Journalisten.

Von Dr. Franz Schnabel.

Wenn man später einmal die Kultur des wilhelminischen Zeitalters — die heute schon so weit hinter uns zu liegen scheint und die dennoch die Geister noch auf lange hinaus, sei es in Liebe oder in Haß, gefangen halten wird — allseitig durchforschen und leidenschaftlos abschätzen kann, dann wird man auch das Werk jenes Publizisten historisch begreifen müssen, der am vollendetsten und umfassendsten das geistige und literarische Wollen dieses Zeitalters verkörpert hat. Als Julius Rodenberg im Jahre 1874 die „Deutsche Rundschau“ begründete, konnte er freilich noch nicht wissen, wie sehr seine Zeitschrift in ihren Leistungen und in ihren Grenzen das getreue, aber auch bedingte Abbild eines ganzen Menschenalters werden würde; aber als er im Jahre 1914 starb, da waren der Mann und sein Werk bereits historisch geworden, und ihm selbst war zwar nicht der Sieg der nachfolgenden literarischen Generation erspart geblieben, wohl aber immerhin die Feuerprobe und die Vernichtung, die wenige Wochen nach seinem Tode über das von ihm so stilvoll repräsentierte alte Deutschland heraufkam. Man tut daher gut, daß man jetzt den Nachlaß des großen Publizisten nach und nach der Öffentlichkeit zugänglich macht und damit einer künftigen Geschichte der „Deutschen Rundschau“ vorarbeitet. Denn wie etwa die „Gartenlaube“, über die wir schon treffliche Monographien besitzen, den Geist der 60er und 70er Jahre verkörpert, den Geist einer freiheitlich-kleinbürgerlichen Kultur mit starken aufklärerischen und popularisierenden Tendenzen, so hat das nachfolgende und so andersgeartete Menschenalter in den stattlichen Jahrbänden der „Deutschen Rundschau“ sein literarisches Denkmal gefunden.

Daß es das Zeitalter einer verfeinerten geistigen und künstlerischen Kultur ist, zeigt der Briefwechsel zwischen Rodenberg und Conrad Ferdinand Meyer auf jeder Seite. Von der Tenasschzeit bis zu Meyers Tode reichen diese Briefe, und sie gewähren einen intimen Einblick in die verständnisvolle Art, mit der hier ein deutscher Redakteur, dem eigene Dichtungen von ewigem Werte verfaßt geblieben sind, dennoch Anteil am Schaffen der Großen und an der Gestaltung einer ganzen Literaturperiode ge-

wann: Anregungen und Aufmunterungen, feinfühlende kritische Bemerkungen und unermüdete Hinweise ziehen sich durch die Briefe hindurch. Während der Schweizer Dichter nie ein großer Brieffschreiber gewesen ist — die vor Jahren von Adolf Frey herausgegebenen Briefbände erweisen in fast peinlichem Grade die Fülle und allzu literarische Individualität des großen Verehrers der italienischen Renaissance — und während er auch Rodenberg gegenüber, der ihm in Berlin und in Deutschland die Wege geebnet hat, recht selten aus sich herausgeht, sind dagegen die Briefe Rodenbergs geradezu klassische Zeugnisse für die Höhe, die mit diesem Journalisten die Kunst der publizistischen Redigierung erreicht hat: nicht wahllos nimmt dieser Redakteur das Gute und Schlechte in sein literarisches Organ hinein, nur weil es „zieht“ und dem Augenblick dient; ihm ist sein Beruf eine höhere Kunst, denn er hat Ziele zu setzen und Grenzpfähle zu stecken, und um seiner Zeitschrift den erstrebten Charakter zu erhalten und ihre innere Geschlossenheit zu gewährleisten, hat er zu wählen und zu weisen, zu erziehen und mitzuschaffen. Selten ist der produktive Wert der redaktionellen Tätigkeit so offenkundig geworden als aus diesem Briefwechsel des Dichters und seines publizistischen Wegbereiters; bis in Einzelheiten kann man es verfolgen, wie Rodenberg Mitgeschöpfer geworden ist an Werken des großen Schweizer, und aufs genaueste kann man sich belehren, wie Rodenbergs feinfühlig und nie ermüdende Tätigkeit notwendig war, um seiner Zeitschrift das besondere Gepräge zu geben und zu erhalten.

Will man sich dieses Gepräge und die geistige Kultur, die aus ihm spricht, noch einmal vor Augen führen, so wird man neben den Bänden der „Rundschau“ auch zu den Tagebüchern ihres Herausgebers greifen. Denn die Auswahl, die seine Witwe veröffentlicht hat und die wohl das Wesentliche eines umfangreichen Nachlasses umfassen wird, bietet ein schönes Bild dieser reichen und liebenswerten Persönlichkeit: ein unermüdet an seinem eigenen Innern arbeitender Schüler unserer großen klassischen Zeit, ein Kenner und Genießer, ein Wanderer durch Europa, der die Ideale dieses Zeitalters der nationalen Erfüllung mit den weltbürgerlichen Gedanken des deutschen Humanismus vereinigt, ein stiller, heiterer Mensch, dem das Leben selten einmal schwer geworden war und der die edleren Kräfte seines Zeitalters in sich sammelte! So blieb er frei von dem lauten Gepränge, das immer stärker sich hervorwagte und schließlich die feineren Kulturformen aus dem neuen Reiche austilgte, aber er blieb auch ein Epigone, der in Kunst und Leben dem Neuen, das nach Entfaltung strebte, keinen Eingang gewährte und darum den emporkommenden Realismus und die sozialen Gedanken der neuen Zeit zurückwies. Von Ibsen und Gerhart Hauptmann sollte die „Deutsche Rundschau“ nicht künden! Aber die vorhergegangene Periode einer maßvollen, bürgerlichen, von klassischer Kunst und historischer Wissenschaft durchdrungenen Kultur ist nirgends zu einer so geschlossenen Anschauung gebracht worden als in dem Lebenswerke dieses Journalisten.

## Gedanken aus Georg Simmels Nachlaß.

Aus dem nachgelassenen Tagebuch des verstorbenen Philosophen Georg Simmel werden im neuesten Heft des „Logos“ Aufzeichnungen veröffentlicht, die die tiefe Geistigkeit des großen Denkers erkennen lassen. Einige bezeichnende „Gedanken“ seien aus diesem bedeutenden Vermächtnis mitgeteilt:

„Ich weiß, daß ich ohne geistige Erben sterben werde (und es ist gut so). Meine Hinterlassenschaft ist wie eine in barem Geld, das an viele Erben verteilt wird, und jeder setzt sein Teil in irgend einen Erwerb um, der seiner Natur entspricht, dem die Provenienz aus jener Hinterlassenschaft nicht anzusehen ist.“

„Die Möglichkeiten des Menschen sind unbegrenzt, aber auch was dem zu widersprechen scheint, seine Unmöglichkeiten. Zwischen diesen beiden, dem Unendlichen, was er kann, und dem Unendlichen, was er nicht kann, liegt seine Heimat.“

„Die Musik und die Liebe sind die einzigen Leistungen der Menschheit, die man nicht im absoluten Sinne als Versuche mit untauglichen Mitteln bezeichnen müßte.“

„Die meisten Menschen erfahren erst durch Leiden, daß das Leben etwas Ernstes ist; ohne diese persönlich-nachdrückliche Einprägung kann das Leben ihnen seinen Ernst nicht beibringen. Es ist eigentlich entsetzlich, daß man von einem Menschen, den zum erstenmal ein schweres Schicksal getroffen hat, zu sagen pflegt: „Nun leune er den Ernst des Lebens!“ — Als ob niemand die Schönheit, das Glück, die Heiterkeit, die Form des Lebens überhaupt in ihrer Ernsthaftigkeit begriffe.“

„Wesentliche Lebensaufgabe: das Leben jeden Tag von neuem zu gewinnen, als wäre dieser Tag der erste — und doch alle Vergangenheit mit all ihren Resultaten und unvergessenen Gewesenheiten darin zu sammeln und zur Voraussetzung zu haben.“

„Daß tote Menschen Gespenster werden, glauben wir freilich nicht mehr. Aber die tote Liebe, das tote Ideal, der tote Glaube, — die werden zu Gespenstern, ja man fühlt ihr Leben mehr als früher, wo ihr Inhalt uns wichtiger war, unser Bewußtsein mehr erfüllte als die Tatsache ihres Lebens.“

„Glück ist der Zustand, in dem die höheren Seelenenergien

\*) Julius Rodenbergs und C. F. Meyer, Briefwechsel. Berlin, Gebr. Pachtel. — Julius Rodenbergs, Aus seinen Tagebüchern. Berlin 1919. Egon Weisheit u. Cie.



nicht durch die niederen gestört werden; Behaglichkeit der, in dem die niederen nicht von den höheren gestört werden."

"Die Lust hat ihren Höhepunkt schon überschritten, wenn man sie weiß — das Leid aber kommt dann erst gerade auf seinen Höhepunkt."

## Etwas vom Schäfer.

Von Max Dittrich.

Schäfer und Schafmarkt sind in deutschen Landen schon vor der Kriegszeit mehr und mehr zu Größen geworden, die mehr besprochen als angetroffen werden. Die früher in der Lüneburger Heide nicht ungewöhnliche Zeitrechnung, ein Mensch sei zwischen dem ersten und zweiten oder zwischen dem zweiten und dritten Schafmarkt geboren, hat heut auch in der dortigen Gegend schon etwas Sagenhaftes. Frisch geblieben ist jedoch bisher die Vertung des Schäfers als eines wegen der innigen Vermählung mit der Natur besonders begünstigten Mannes, und der Ruf seiner auf peinlich genaue und andauernde Beobachtung begründeten Heilkräfte hat ihn ja auch erst mit dem Schein der Besonderheit umgeben, der schwer von dem unseren Augen entrückenden Stande zu trennen sein wird. Wie unausrottbar im Volke heilsamer Weise lebt der Name des alten Schäfers Thomas im Volke und immer wieder grünt er wie der Haselstrauch, so oft auch an die Wurzel gegriffen wird.

Schäfer und Hirt waren zeitweise bei uns die unfriederischen, nicht Waffen tragenden Männer zum Unterschied von den mit dem Schwert umgürteten Gesellen, und darum wenig geachtet; aber noch am Ende des Berufs gilt ihm unsere Sympathie gewiß nicht als dem Helben des süßlichen, unmännlichen Schäferspiels oder als dem männlichen Vertreter der Strumpfschneiderei, sondern wir denken an die dem Sturm ausgelegte, dem Wetter trokende Gestalt, an den Helben der freien Natur. Als der allein Befestiger unser Herz, ähnlich dem durch Nacht und Nebel, Schnee und Kälte und über unwirksame Höhen strebenden Fuhrmann und Postillon der Vergangenheit.

Wer dem Leben des Schäfers weiter nachgeht, muß freilich auch über die Zeit der Idyllen und Schäferspiele hinwegschreiten zu den nicht immer friedlichen Anfängen, von denen wir in der Bibel lesen. In der vor beinahe hundert Jahren von Dr. Johann Georg Krünitz herausgegebenen Oekonomisch-technologischen Encyclopädie weiß der Verfasser auch über diese Seite des Schäferlebens mit wenig Worten anschaulich zu unterrichten. Er geht von den Tagen aus, da Könige nichts Unwürdiges darin sahen, an der Spitze der Hirten zu stehen. Während Abel mit seiner Herde an dem festen Bohnstängel festgehalten hatte, begann Sabel mit den Streifzügen der Hirten in die Fremde. Viele Tagereisen zogen die hebräischen Hirten in die Wüste, oder sie suchten Freilanden auf, und wohnten unter Zelten. So zog auch Abraham nach Palästina, machte mit Familie und Hausgenossen einen besondern Staat aus und war ein Hirtenfürst. Das Vieh blieb Tag und Nacht in Hürden unter freiem Himmel. Salomo legte zur Sicherung der Weideplätze die Stadt Tadmor oder Palmyra an, eine Tagereise vom Euphrat entfernt, und die folgenden Könige bauten aus gleichem Grunde Türme, Herdentürme oder förmliche Festungen, damit die Schäfer den Feinden zu trotzen vermöchten. Moses aber richtete auch dem Hirtenleben bereits Schranken, in der Befürchtung, sein Staat könne Schaden leiden. Denn Räuberzügen mahnten zur Vorsicht.

Gegen Dstern pflegten die palästinsischen Herden auf die Weide, Ende Oktober heimgetrieben zu werden. Es waren oft unermessliche Herden, die jene Zeit sah. Hiob zählte zu seinem Eigentum, neben Oshen, Eseln, Kamelen usw., 14 000 Schafe und Ziegen. Und Mesa, der Moabiter König, den Israeliten zinsbar, gab ihnen jährlich 100 000 Lämmer und 10 000 Böcke. Das Tränken der Herden aus den Zisternen geschah in der alten Zeit durch die Frauen.

Wie sehr die Ungebundenheit des Schäfers ihn nicht nur in der Größe der Natur ruhig und versonnen werden ließ und besondere Gaben der Erfahrung seiner Welt in ihm anspargte, sondern wie das freie Leben auf Weide und Heide manches Individuum auch auf schlimme Abwege zu bringen vermochte, davon erzählt uns das 1682 in Nürnberg erschienene bekanntere große Werk: Georgica, Unterricht von Landgüter- und Adlicher Wirtschaft auf dem Lande. Da wird eine Landesordnung gegen die Schäfer für wünschenswert erklärt, weil die Leute ein „umschweifend und übeldienendes Gesinde“ seien. Und wie so sind sie das? In unserer Zeit der Arbeiterverbände und Lohnkämpfe dürfte die Erinnerung an die Bestrebungen der Schäfer vor 225 Jahren von Reiz sein: „Sie haben sich an etlichen Orten unterstanden, nach ihrem Gefallen Ordnungen zu machen, daß sie niemand haben wollen Schafe hüten lassen, dessen Eltern nicht auch Schäfer gewesen“. Auch haben sie „diejenigen mit Strafe belegen wollen, die sich um geringeren Lohn verdingt haben, als ihnen unter sich selbst zu bestimmen und anzuordnen etwa gelüftet hat“, und endlich haben sie sich, wird weiter erzählt, „unterstanden, diejenigen Hirten, so ihnen nicht gehorchen wollten, wegzutreiben und also Herrschaften und Obrigkeiten große Ungelegenheiten und Verwirrung zu machen. Auch sagen sie manchmal ihren Dienst zur Unzeit auf, versammeln sich auch oftmals in den Feldern und treiben ihre Herden zusammen, so nicht zu gestatten, tragen allerlei Gewehr, sonderlich Mörser bei sich, damit sie dem Wildpret Schaden tun . . . Dies nun alles

abzustellen, ist in Corpus Juris Saxon, Tit. 5 fol. 158 unter den Churfürstl. Sächs. Landesordnungen der Grafschaft Niederlausitz dieses alles verboten worden und dabei anbefohlen, halsstarke Schäfer gefänglich einzuziehen so lang, bis sie Caution leisten, diesen zu gehorchen. Oder daferne sie sich dessen weigerten, soll man solche nach Dresden übersenden, allda das Steinschneiden und andere Arbeiten zu verrichten."

Auch in sehr lezenswerten Freymütigen Briefen, die im Jahre 1788 an Johann Fürst zu Fürstenberg gerichtet wurden, kommt der Verfasser auf die Eigenschaften des Schäfers zu sprechen. Er empfiehlt die Einführung der Schafzucht besonders in Oesterreich und Böhmen und erzählte von der Tätigkeit Schwedens auf diesem Gebiet. Schweden habe dreimal junge Leute mit dem Titel Naturforscher jahrelang ins Ausland gesandt zum Zweck der Erforschung der besten Art der Schafzucht. Ein Lehrling für Schäfer sei dann eine der Früchte dieser Reisen gewesen. Weiter wird der Versuch, den Schafweidern statt baren Lohnes Schafe zu geben, besprochen und verurteilt: „Wenn sie nun besser unterrichtet sind, könnten sie dann nicht durch jährliche, für diesen Kreis bestimmte Ehrengeschenke auf bessere Wege gebracht werden? Sollte nicht ein Prämium hinlänglich sein, die in einem ganzen Kreise befindlichen Schafmeister zur zweckmäßigen Tätigkeit zu bringen?" Auch „einen gewissen Charakter“ wie jedem anderen Handwerksmann solle man ihnen zugeben. Sollten aber Löhne und Prämien nicht nützen, so müßten die Herren Aufseher und Landräte die Macht haben, „dergleichen Schafpächter, die durch mutwillige, eigensinnige Vernachlässigung herrschaftliche, städtische oder ganze Herden der Gemeinden zugrunde gehen lassen, aufs schärfste zu bestrafen, und die Sträflichen sollten nicht, wie in England, als Landesverräter, sondern als Staatsverbrecher angesehen werden."

Wiederholt hat das Kerbholz des Schäfers oder des Schafweidners kräftige Zeichen der Mißbilligung extragen müssen. Der Schäfer hatte, beiläufig bemerkt, sein Kerbholz zu besonderem Zweck: der Verwalter oder Wirtschaftsbeamte schnitt beim Winter- und Sommerzählen der Herde die Zahl der Schafe darauf, ein Ersatz für schriftliche Rechnung.

Trotz aller Unarten einzelner Vertreter des Standes hat sich der Schäfer seiner Wertschätzung bis in unsere Zeit zu erfreuen gehabt, in der er uns nun bereits öfter in der Wilde als in Person entgegentritt. Wir stellen ihn uns, dessen Bekanntschaft wir beim ersten Studium der biblischen Geschichte gemacht haben, vor als den hohen, schneigen und wetterharten Mann, als den Schweiger den Menschen gegenüber und den Grübler über die Geheimnisse der Natur, zu der er wohl gar draußen in der Einsamkeit laut redet. Von seiner Kleidung schwer trennen mögen wir den langen Mantel, der ihm etwas Majestätisches gibt, und wie die lange, sein Regiment unterstützende Schäferschuppe oder der Stock, geliebt sein Hund als treuer Helfer zu ihm. Wir sind eifrige Heimatschützer geworden und erhalten Mauern und Türme, Bäume und Trachten. Das Andenken an Gestalten wie die des Schäfers aber ist unserem Denken und Fühlen gewiß gleich wertvoll. Und haben wir ihn der freien Natur nicht erhalten können, so werden die Reste seiner Würde, endlich wohl eben so gut ihre Aufbewahrungsstätte finden, wie die Altertumsammlungen Spieß und Meisenhorn und Laterne des Nachtwächters unsern Enkeln aufbewahren. Der Schäfer ist der Vertreter eines der letzten Stände, die „völkersprachkund wie Salomo" waren und ein achtenswertes Stück volkstümlicher Naturkunde Himmels und der Erde verkörpert.

## Schloß Guttenberg.

Von Karl Friedrich Gustav Seybach.

Es ist ein wunderbares Stück Boden das obere Neckartal. Auf den Bergen der Burgen Bild und in den Tälern ammittig liegende, von wogenden Kornfeldern umrauschte Dörfer. Es muß jeden seltsam froh berühren, der jene Gegend durchwandert. Mancher harre Burgturm, manche dem Verfall nahe, unbewohnte Ruine malt eindrucksvolle Bilder der Vergangenheit.

Vom Hornberg schaut man nach Südwesten in den sich abendlich verklärenden Himmel. Ein anderes ehrwürdiges Schloß blickt herüber: der Guttenberg, heute das Stammschloß der Freiherren von Gemmingen.

Dem Neckar entlang, rechts steile Felsgruppen, links die klaren Fluten des Neckars, so wandern wir von Hahmersheim, der Schifferstadt, her der Burg entgegen. Es ist ein ungemein malerisches Bild, das sich dem Wanderer bietet, wenn er den Höhen durchschritten hat. Der Blick wird frei, vor ihm liegt, ganz hinter Bäumen versteckt, das schmude Dörfchen, auf halber Höhe grüßumringt von der schweigenden Tann, die Dorfkirche, der Lindenbaum streckt seine breiten, schattigen Äste aus und mahnt zur Rast. Auf dem Berge liegt die Schloßanlage. Ein malerischer Hintergrund aus dunkelgrünen Tannen und frischen jungen Eichen ragt in den stillen Abend hinaus, der Bergfried. Der Weg führt durch blumige Wiesen am Kirchhof vorüber in das kleine Dorf. An den Verwaltungsgebäuden vorüber geht es bis an das Schulhaus, hier biegt der Weg rechts ab und führt auf dem steilen, klüftigen „Kirchenweg“ zu der Berghöhe. Von einsamer Höhe schaut die Kapelle des Erzengels Michael herüber, die frühere Ordenskomtur der Deutschritter, Schloß Hornegg (heute ein Sanatorium) spiegelt sich im dahinslutenden Neckar und in einiger Entfernung winkt das rote Ziegeldach des Hornbergturmes dem



Wanderer. Wir eilen weiter. Eine kleine Biegung und vor uns liegt die Kirche einsam und ruhig, fern dem Getriebe des lärmenden Alltages. Durch das geöffnete Tor tritt man in den Kirchengarten ein. Hier schon alte Bilder. Steinplastiken derer von Weinsberg, die einmal Besitzer der Burg gewesen. An der Einfriedigungsmauer sehen wir Grabsteine derer von Gemmingen, die vor drei- und vierhundert Jahren sich zur ewigen Ruhe begaben. Alle Grabstätten schmückt das einfache Wappen der Gemmingen: Fünf Querstreifen. Auch die Kirche ist offen. An der Westende des Jahrhunderts wurde sie wieder hergerichtet. Um 1471 soll sie erbaut worden sein und heute wird ihr kostbarer Inhalt von vielen alljährlich bewundert. Auch hier ruhen verdiente Männer. Der Begründer der Reformation in Württemberg, Erhard Schnepf, hat hier als einer der ersten evangelischen Prediger im Neckartal die Lehren des Wittenberger Augustinermönches verbreitet. Er hielt auch seinem Gönner, Dietrich von Gemmingen, der ihn beschützte und aufnahm, als er fliehen mußte, die Leichenrede. Dietrichs Grabstein ist heute noch erhalten. Eine edle Felsherrngestalt steht vor der Kanzel und stellt einen im Felde geliebten Grafen von Gemmingen vor.

Wir steigen nun die letzte Höhe empor und treten durch ein festes Tor in die eigentliche Schloßanlage ein. Es ist ein sehr heimlich angelegtes Schloß; die blumengeschmückten Anlagen und der sprudelnde Brunnen gewähren den Eindruck eines Märchengartens, der in sich selbst träumt ist.

Ueber eine in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an Stelle der Zugbrücke angelegte feinerne Brücke schreiten wir in das Schloßinnere. Mächtige Maueranlagen umgeben die eigentlichen Wohngebäude. Zwei mächtige Bauwerke stehen wir an, wenn wir im Schloßhof stehen und Umschau halten. Ein altes und ein neues Schloß sind hier vereinigt und bilden ein gemeinsames Ganzes.

Die Freifrau läßt uns auch einen Blick in das Innere tun. Durch dunkle Gänge, die mit schweren Hirschgeweißen geschmückt sind, schreiten wir nach dem Bergfried. Die Aussicht ist unsagbar schön. Ganz im Nebel der Ferne hebt sich der Kagenbuckel aus der Ebene. Unten fließt der Neckar, und rings erfreut das Auge das prächtige Grün des Waldes.

Beim Heruntersteigen noch einen Besuch in den Sammlungen des Schloßes. Rüstungen kampferprobter Haudgenossen stehen in den Ecken. Auf langem Tisch liegt mancherlei aus allen Gegenden. Ein Antilopenhorn liegt neben der Rippe eines Wales. Pulverhörner aus Hirschgeweißen, sein gearbeitete Trinkbecher aus dem gleichen Stoff legen Zeugnis ab von dem Dreherhandwerk eines der Herren. Geschnitten Hirsche, Rehe und andere Tiere laden zur Betrachtung. Alte Steinschloßgewehre und schwere Pistolen gewähren einen Einblick in die Entwicklung der Feuerwaffen im letzten Jahrhundert. Schaut man zum offenen Fenster hinaus, so liegt vor uns das württembergische Städtchen Gündelsheim.

Wir verlassen die Berghöhe, nieder ins Tal. Langsam wird es Abend. Ein leichter Wind weht heran. Wir schreiten unter Leierklang in die Ferne. . . .

## Der Dichter.

Von Hans Hualbert Berger.

Mannigfache Enttäuschungen seines nicht mehr jungen Lebens hatten dem Dichter Manfred Sorge doch nicht die Blindheit eines unverbrauchten Herzens nehmen können. Die größte, die ihn mit ihren niederziehenden Folgen durch sein ganzes Leben, sobald er es bewußt begriffen hatte, begleitete, war die Entdeckung körperlicher Unvollkommenheit. Die ungleichen Schwereitern Schönheit und Häßlichkeit hatten schon bei seiner Geburt zu gleichen Teilen von ihm Besitz ergriffen, so aber, daß die langsame Schönheit sich mit dem begnügen mußte, was ihr die vorlaute Häßlichkeit übrig ließ; die dem sinnlichen Eindruck entzogene Seele. Die aber entscheidende ihn reichlich für den Mangel an Wohlgestalt. In der Stille seiner Zurückgezogenheit von der lauten Welt erblühten ihm zeitig schon die erräumten Wunder seines Herzens und mit der ganzen einseitigen Macht seiner aufwuchernden Innerlichkeit ergriff er jede Gelegenheit, die seiner einsamen Weltverachtung neue Nahrung gab. Als er schließlich an den ersten Erfolgen seiner Einbildungskraft die Gewißheit ermaß, sein starrer Glaube an Dichterglück habe ihn nicht betrogen, war er entschlossen, seine heimliche Sehnsucht nach weiblichem Ebenmaß wie unnützen Ballast endgültig über Bord zu werfen.

Die Stadt, in der er seit der Begründung einer eigenen Existenz lebte, war ihm ein ewig sprudelnder Quell der Anregungen für sein Schaffen geworden. Konnte er selbst nicht alljährlich gebend und beglückt empfangend, Mittelpunkt eines eigenen Familienkreises sein, so fühlte er sich zu den Menschen dieser Stadt, ihren täglichen Beschäftigungen und Zerstreuungen wie zu verwandtem Blute hingezogen. Sei es, daß er im Theater, in Konzerten oder sonstigen Darbietungen seinen eigenen Herzschlag mit dem der unbekanntlichen Menge berührt in eins zusammenklingen spürte, sei es, daß er innerlich aufjubelnd in den Wogen des Straßenlebens untertauchte: stets war er vom warmen Hauch gleichgesinnter Menschen umspült. Dann vergah er, was ihn doch ewig unvereinbar von dem vollkommenen Wesen der äußeren Erscheinung trennte, seine Häßlichkeit.

Nie sah man ihn in Gesellschaft anderer; und wie es nach außen hin schien, so war es in der Tat: er hatte keinen Freund

oder anderen vertrauten Umgang. Daran hinderte ihn die hilflose Aengstlichkeit seines zu kurz gekommenen Aeußeren, die noch gesteigert wurde durch das Uebergewicht seiner ganz in sich gefehrten Traumnatur. Statt durch die persönliche Freundschaft mit einzelnen, war er ja dadurch mit allen Menschen der Stadt seelisch verbunden, daß er sie zum Gegenstand dichterischer Verklärung machte. Und wenn er im Vorüberstreifen der allabendlich Dahinschlendernden manch heimlichen Blick, bisweilen rückwärts gewandt, auf sich gerichtet sah, führte er es darauf zurück, daß man in ihm den Dichter erkannte. Denn sein dichterisches Schaffen ging außer durch öffentliche Vorträge vermittelt der Zeitungen, die seinen Namen fast täglich enthielten, als eine gangbare Münze von Hand zu Hand. Ein besonderes Glück aber war es jedesmal für ihn, wenn die Augen der Mädchen wie ein verstockenes „Grüß Gott, Herr Dichter“ süß vertraulich auf ihm ruhten. Die Wahrheit, hinter die sein gläubiges Gemüt niemals kam, war jedoch, daß sein häßliches Aeußere, das zudem in einer altmodischen, wenn auch originellen Hülle steckte, die Aufmerksamkeit müßiger Spaziergänger erregte.

Eines Tages, im Frühjahr, erkrankte der Dichter an einem Leiden, das seinen Sitz mehr in einer ungestillten Sehnsucht des Gemüts als in seinem leiblichen Organismus hatte. Vielleicht war es die früher als sonst erblühte Natur, die statt mit neuen Hoffnungen, mit lastender Schwermut seinen einsamen Sinn erfüllte. An sein Zimmer gefesselt, mußte er nun auf seinen täglichen Spaziergang und die liebgewonnenen eingebildeten Bekanntschaften der Straße verzichten. Diese hatten sogleich das Ausbleiben des eigenartigen Unbekannten bemerkt, dessen Erscheinung zu dem vielgestaltigen Straßenbild gehörte, wie der kräftige Schlagschatten zu einem hell belichteten Gegenstand. Die Mädchen zumal redten vergebens die Hände nach ihm, vergaßen auch nicht, die mutmaßliche Ursache seines Fernbleibens sowie überhaupt die Grundfrage seiner rätselvollen Persönlichkeit nachdrücklich zu erörtern.

Da zog das Bildnis des Dichters, im Schaufenster einer Kunsthandlung, die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Darunter stand: „Manfred Sorge, der zurzeit erkrankte Dichter.“ Die charakteristischen Züge der Unschönheit hatte der Maler, wenn auch künstlerisch verklärt, übereinstimmend festgehalten und nahm dem Beschauer jeden Zweifel, daß der fragwürdige Unbekannte dieser Manfred Sorge war. Viele erinnerten sich nun in erneuertem Durchkosten der verträumten Stunden, die der Dichter mit seinen Gaben ihnen bereitet hatte. Und in jedem brannte ein stiller Wunsch für seine baldige Genesung.

In jungen verliebten Mädchenherzen aber keimte ein sonderbarer Entschluß. Auf dem ersinderischen Grund der einzelnen dankbaren Zuneigung zuerst entstanden, dann von Mund zu Mund einstimmig weitergetragen, ergriff die weibliche Jugend der Stadt wie ein Lauffeuer der Plan, dem alten Dichter eine duftende Blumenhuldigung darzubringen.

Das niedrige Häuschen, dessen Giebel der Dichter bewohnte, lag in jenem verwinkelten Teil der Altstadt, den zu betreten außer seinen Bewohnern nur Zeitungsfrauen und Boten bei ihren täglichen Bestellungen Veranlassung hatten. Dorthin gab es nun wie in verabredeter Nachmittagsstunde ein festliches Wandern froher Mädchenscharen, die mit ihren hellen Blumensträußen das Bild wandelnder Gärten darboten. Da war überall ein erstauntes Fensteröffnen und ein verdutztes Neugen von ältlichen Hausvätern und Mittern, die glaubten, von einem Gaukelspiel ihrer Sinne genarrt zu werden. Endlich waren die eigenartigen Granulanten zu einer straßentiefen, undurchdringlichen Mauer versammelt. Von Hyazinthen, Veilchen, Flieder und Maienglocken lag es wie eine duftgeballte Wolke über der Demonstration, stieg einlaßbegehrend zu dem Giebelfenster empor und stahl sich wirklich in die Nase des kranken Dichters, daß er, betäubt mehr als begreifend, das Fenster weit öffnete und nach der Ursache der Wohlgerüche Ausschau hielt. In diesem Augenblick aber erscholl, aufwärts gerichtet, hundertstimmiger Mädchengesang, ein kleines Frühlingslied, das alle guten Wünsche für des Dichters Gesundheit umschloß. Gerade noch konnte der also Ueberraschte in seiner dürftigen Bekleidung vor so vielen Blicken sich zurückziehen. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. War ihm dies Ständchen zugebacht? Es mußte wohl so sein. Aber er hatte gar keine Zeit zum Besinnen. Denn schon strömte es die knarrende Stiege herauf, klopfte vielstimmig an seine Tür, die er, rasch mit dem Nötigsten bekleidet, öffnete. Und jetzt quoll ein viel zu dicker Mädchenknäuel ins Zimmer herein, füllte es drängend an, bis schließlich ein beherzter Mund die Rede von goldenen Herzen, Zauber der Persönlichkeit, Dichterruhm und treuer Dankbarkeit an den Dichter richtete. Nach einem „Hoch!“, das sich durchs Innere des Hauses auf die Straße fortplante, nahm der Gefeierte die unzähligen Blumen geschenke entgegen, indem seine anfänglichen Dankesworte bald in tränenerstickte Nührung übergingen. Als endlich die letzte Gratulantin ihren duftigen Gruß überreicht hatte, gewahrte der Dichter in nachdenklicher Ergriffenheit, daß sein Zimmer fast wie ein Sarg unter der Blumenfülle begraben war.

Zu seinem freudigsten Erstaunen aber fühlte er sich darnach so gesund und gekräftigt, daß er an seine Krankheit, die ihn doch noch vor Stunden quälte, ernsthaft nicht zu glauben vermochte. Nur ein seltsames Glücksgefühl spannte sich wie die Salten seiner zaubergewaltigen Seelenharfe über ihn hin. Zu neuen schöpferischen Taten war er aufjubelnd entflammt.



Und nun waren es wirklich die schwärmerischen Blicke und die ehrerbietig gesenkten Köpfe der Mädchen, die ihm und seinem Dichterrufe galten; wenn er, befehlend die freundschaftlichen Grüsse erwidern, durch die Straßen schritt.

Sogar Briefe von verliebter Hand, oft mit nützlichen Angebunden befrachtet, fanden jetzt bisweilen den Weg zu seinem einsamen Dichtersübchen.

## Fastnachtsbuzen.

Von Fritz C. W. Kopp.

Auf dem Schulhof blies ein scharfer Wind, denn es war im Hornung, und unser Lehrer Stümple sagte zum hundertsten Mal, wir sollten uns Bewegung machen, sonst ginge es uns wie Ledertes Emil, der sich vor kaum drei Wochen auf ihrer Stein-treppe den Tod geholt. Drum tobten wir so lange herum, bis wir richtig schwitzten und Stümple hineingegangen war, und standen dann unserer fünf hinterm Aborthäuschen, um den Mayer Mäzel herum, froren bald wie die Schneider und hatten es von der Fastnacht.

Die fing für uns schon vier Wochen vor der richtigen an und war für jeden Jopf eine Schreckenszeit. Die Fastnachtsbuzen hatten es dabei selber nicht leicht, mußten sich auf Anzeigen und gar auf Prügel gefast machen, weil mancher Jopf einen großen Bruder hatte, der es nicht zuließ. Aber das machte nichts, im Gegenteil, wer ein rechter Bub war, setzte seinen Stolz hinein, ein richtiger Buz zu werden und verschaffte sich beizzeiten eine stramme Saubläse, denn die gehörte zum Handwerk; manchmal waren noch Erbsen drin, aber der Daigler Franzel sagte, die wären nur für Kinder.

Der Mayer Mäzel, fünfte Bank der letzte, besaß davon gut ein Duzend, stramme und schlappe, denn sein Vater war Metzger, und noch mehr.

In der großen Kleinkiste über ihrer Bursche waren noch ganz andere Herrlichkeiten. Der Mäzel hatte nicht umsonst fünf große Brüder, die allesamt „Buzen“ gewesen, wie man sie nicht so bald wieder findet. Da gab es also Röcke und Kittel und Hauben und Schlappjacks und die Hauptsache, Larven, die sie dort Schlaraffengesichter heißen, echte und selbstgemachte, daß man ganz fiebrig werden konnte.

Aber der Mäzel war ein rechter Knicker. Drum wie wir hinaufgewünscht waren, weil uns doch keiner sehen durfte, und es war dunkel und kalt da oben, fragt er erst nach dem Pfand.

Da bekam ich gleich einen Schreck. Denn ich hatte nichts bei mir als die schöne, große Glasugel mit dem Nähnchen drin, die nicht einmal mir gehörte, sondern meiner Schwester.

Dem Mäzel war das wurst.

Er wollte nicht einmal die Schlander vom Brobeck haben, weil er genug hatte und sagte, dem Daiger sein Messer sei eine Froh-schiz, dafür gäbe er den Mohren nicht her. Hangartens Messingknöpfe gefielen schon besser und noch mehr der Tanzknopf vom Neunzig, denn er war farbig und oben mit Nägeln verzert.

Schließlich klappte er die Kiste auf und dann, oh Pracht! Erst kam die Mohrenlave mit dem Federschmuck. „Mir, mir“, schrien alle fünf.

Da bekam sie Neunzig.

Für das Messer gab es einen Indianer und für die Messingknöpfe einen Teufel mit nur einem Hörnchen. Ich hatte immer noch nichts, und wie Brobeck anfing zu maulen und sagte: Die Hexe will ich nit, ich will keine Her“, wollte ich sie auch nicht, denn mein silbernes Nähnchen war doch mehr wert wie dem seine lahme Schlander. „Dann laßt ihr's bleiben“, sagte der Knicker und klappte zu; da ging das Feilschen erst los. Ich hatte doch noch zwei Pfennig für den Klingelbeutel vom letzten Sonntag, und Brobeck ein Stück Nötel. Dafür bekam ich ein Mädchengesicht aus Stramin, durch das man wenigstens gut schnaufen konnte, und der Brobeck eine selbstgemachte aus Goldpapier. Der Hangarten sagte, meine steht mir gut und hand sie fest, bis es weh tat und zog mir eine Kappe über, die nach Kakendreck roch. Dazu kam ein wüster Kittel vom alten Herrn Mayer und darauf ein Rock von seiner Frau, der hinten schlappte und dann gab es eine ganz tatsächige Saubläse, aber die zöge besser wie eine volle, sagte Mäzel. Und wie ich sie halten wollte, waren die viel zu langen Nermel vorne zu genächt und Alle lachten; aber das wäre wieder gut, sagte Mäzel, so kenne mich niemand.

Nachher purzelte ich die Hühnertreppe herunter und riß dem Brobeck seine Schlaraffe ab, daß er wieder umkehren und doch die Hexe nehmen mußte.

Endlich machten sich alle sechs, der Mäzel als Billinger Hansel voraus, erst über eine Grube weg, die voller Dürme und Blut lag, dann zwischen schwarzen Stallmauern, wo es elend glatt war, in den Nachbargarten und kamen an die Weiden und zu unserem Wigwam, das noch dastand vom Sommer her.

Auf einmal schrie jemand, ich glaube, es war dem Hafner Doll seine: „Guch kennt man! Der Hansel ist der Mäzel und der Teufel heißt Daiger und selbiger Mohr ist dem Hecke seiner. Weiter kam sie nicht, denn es hagelte Schnee- und Dreckbollen und sie verschwand.

Dem Mäzel war es wieder „Wurscht“, aber der Mohr ganz stolz, daß man ihn für den Hecke hielt, der den Schmiedle Jean geschmissen hatte zwei Klassen über ihm und noch dazu vor der Schule, wie der Lehrer rauschaute und sich freute, weil er auch so gut lernte. Aber der Teufel freute sich nicht, weil er sich für größer hielt als den Indianer, und der trat mir alsfort auf die Schleppe und die Schnur bißelte hinterm Ohr, da schrie der Hansel: „Galt!“, und wir duckten uns.

Ueber das Stellwehr beiz' Nonnenmachers Säge kamen zwei große Buzen, einer mit himmelhohem Zylinder und mit Knütteln.

„Sechskläppler“, raunte der Indianer. Der Mäzel zog auch einen Knüttel aus der Pumphose. Aber sie taten uns nichts.

„Buzen tun sich nichts“, sagte Daiger und hatte selber Angst gehabt. Sie piepsten: „Wer seid ihr?“, und glaubten uns nichts, wollten gern wissen, wem das Mädchengesicht sei. Mir wurde heiß, denn sie merkten an meinen Schuhen, daß ich etwas Besseres sein müsse, und meine Eltern durften es doch nicht wissen. Aber Daiger sagte: „Buzen verraten Keinen“, und wie ich es doch nicht tat, hielten sie mich fürs Bezirksarzts, „Krüßdele“, der auch so klein war, und dann war es höchste Zeit, weil um sechs Uhr die Nähnchule ausging. Da sollte ich aufpassen, bis sie in der Dohle wären, weil man nicht über die Brücke konnte, wo der Polizeier wohnte. Gleich darauf sah ich ihn kommen und schrie, was ich konnte und hüpfte auch in den Graben, hatte gleich Wasser im Schuh und war nachher noch ein Rindvieh, weil ich nicht auf den Fingern gepfiffen hatte, was ich doch gar nicht kann.

Die Dohle war voll Schlamm und stinkig, aber der Zylinder-mann sagte, er habe schon darin übernachtet; da wußte ich, es war der Schmiedle Jean, der schon einmal im Koch saß, weil er alle Tintenfassler ausgeleert hatte und was Wüstes hineingemacht.

Kaum waren wir durch, fing es an zu himmeln. Die Nähnchule war aus. Die zwei Großen galopperten wie Feuerreiter hinüber und versperrten den Haaramkeln den Weg. Da gab es eine Schreierei und dann ein Gebummel. Einige rannten zurück, ich mit Daiger hinten nach bis zur Schnür. Da kam eine große Dünne heraus und schrie: „Abscheulich!“ „Die nit“, machte Daiger, aber ich hatte ihr schon eins aufgezündet und Riffels Marie gelehmt, daß es flöpfte, und die Ernesine, die mich einmal angeben hatte, als ich den Lehrer an die Tafel gemalt, elend verbengelt, da bekam ich einen Tritt von so einer netten Kleinen mit einem rotfarbten Nähnchen und meine Blase ein Loch. Da schlug ich mit dem Steden drauf, bis der Schudtiener kam und seinen Hund auf uns hekte. Und dann schrien sie uns nach:

„Buz, buze, Schlappesack

Lang sie, lang sie, fall in Dreck!“

Der dumme Daiger behauptete natürlich, mit dem Steden gelte es nicht, aber dem Steueranfänger seine Zwei, die gerade Milch holten, mußten es doch büßen. Aber ich war nicht schuld an der Kanne, denn ich hatte nur auf ihre Röcke gefeuert, wo es gar nicht weh tat, und lief davon und traf die andern. Die lachten: „Mutisch, heut kriegen sie ihr Fett!“ und spotteten über meine Burschhaut. Dafür hatten sie weiche Nasen und ich nicht.

„U, ich weiß was“, sagte plötzlich der Teufel, „Riffels Frie-der will uns abpassen vorn beim Häberle mit einem Mordsbengel.“

Da bekam ich erst Angst, und wir ließen es sein, weil schon Nacht war. Als wir nachher in die Backstube zu Neunzig kamen, schimpfte seine Mutter wegen unserem Dreck, doch der Großvater lachte, er war auch einmal Buz gewesen, und schenkte jedem einen halben Beck. Da wärmten wir uns. Die Großen waren nicht dabei und unser Indianer fehlte. Der kam plötzlich herein-geschossen, heulte: „Der Polizeier!“ und am Laden wurde geklopft.

Also wir hintenhinaus durch die Tenne mit der großen Schaufel und über die Overtür vom Kuhstall, wo unsere Emma immer die Milch holte, und durch die Grabengasse und wieder durch einen Stall, von wo aus man hüpfen mußte und auf einen Misthaufen kam, und dann auf einer Leiter über die alte Stadt-mauer, an der einmal ein Freischärfer erschossen worden sei, und versteckten uns hinter dem Wagenschopf hinter der Kirche.

Neunzig wußte eine Stelle, durch die man hineinschlüpfen konnte, ich wollte aber nicht wegen dem Totenwagen und war ein Simpel und ein Hafensfuß und ein Schust dazu, weil ich den Daiger Franz vorhin verlassen hatte. Wie aber Mäzel sagte: „Horch, laß uns durch euren Garten, dann kriegt du deine Kugel wieder,“ da wurden sie alle gleich so ordentlich. Daiger gab mir sogar seine Saubläse zum Behalten und sagte: „Die zieht andern!“

Nämlich unser Garten reichte bis zum Hafner Schwamm, von wo man in die Weinberge kam und dann hinten herum wieder zu Mayers. Diesmal ging aber ich vorne und wenn ich „halt“ sagte, duckten sie sich und wenn ich „nieder“ sagte, taten sie es auch, bis wir glücklich dranken waren. Nachher war es keine Kunst mehr, und der Geizhals gab mir die Kugel doch nicht, weil die Schlaraffe hinten gerissen war, und doch nur der Hangarten dran schuld sei, der sie zu klemm gebunden hatte.

Drum ging ich später lieber mit andern und brauchte dem seine Lumpen nicht mehr und wurde sogar Buzenführer.

An der richtigen Fastnacht mußte ich einen Kaminfeiger machen und mit meiner Schwester, die eine Kornblume war, zu Bekannten gehn und nichts wie Fastnachtskläppler essen.

Das war so langweilig.